

überstellung von Walter Benjamin und Günther Anders gibt: Konnte Benjamin noch auf die Sprache, wenn nicht als Garanten von Identität, so doch als Möglichkeit der Mitteilung, als Selbsta Ausdruck des Menschen insistieren, so glaubt Anders neben dem Sprechen auch die Sprache im informationstheoretischen Zeitalter verloren. Und Kacianka sieht demzufolge, mit Jean Baudrillard, den Menschen in der Inflation virtueller Simulakra in einem weißen Rauschen untergehen: »Der Mensch verliert sich als Subjekt, um im Projekt der Virtual Reality konfektionsgerecht wiederaufzuerstehen. Objektiviert. Aufgelöst in Bit und Byte.« (295) Zu hoffen bleibt, daß Kaciankas Einschätzung der Konsequenzen des *medial turn* eine womöglich letzte Utopie umreißt, der Sprache und Sprachkritik Widerstand leisten. Rückblickend wird von den Ausführungen Kaciankas her das weite Feld deutlich, das der vorliegende Band bearbeitet hat, um die historische Entwicklung von der mitunter euphorisch begleiteten Aufbruchstimmung der Moderne über ihr dysphorisch verhallendes Echo im Zeitalter der Medien bis zu ihrem aktuellen Halt in der Gegenwart detailliert und umfassend hervortreten zu lassen.

Kaciankas und Zimas Sammelband beeindruckt in der Vielfalt der kenntnisreichen Beiträge ebenso wie in dem dargebotenen Tableau moderner und postmoderner Sprachkritik und darf allen sprachkritisch Interessierten sowie Spezialisten, die ihre Arbeit der Moderne widmen, nachdrücklich empfohlen werden. Ein abschließendes Personen- und Sachregister hätte die Beziehung der Beiträge zueinander und infolgedessen die Bedeutung der Sprachkritik als umfassende Erscheinung des 20. Jahrhunderts noch deutlicher hervortreten lassen können. Ungeachtet dessen erscheint der vorliegende Band als ein wichtiger Beitrag zur Sprachreflexion der Moderne und, wie die Beiträge des Bandes deutlich machen, auch zum Verständnis sowie einer vertiefenden Standortbestimmung sprach- und subjektbewußten Denkens in der Gegenwart.

Sebastian Hartwig

Karl R. Kegler, Karsten Ley u. Anke Naujokat: *Utopische Orte. Utopien in Architektur- und Stadtbaugeschichte*, Aachen (Forum Technik und Gesellschaft) 2004. 204 Seiten.

Dem realiter nicht existierenden, von ihr jedoch erdachten Ort, dem Schauplatz eines ebenfalls imaginierten Geschehens oder Zustandes mißt die Utopie schon von ihrer Etymologie her zentrale Bedeutung bei, so daß sämtliche Utopien, von antiken Entwürfen bis zu den Romanen des 20. Jahrhunderts, größte Sorgfalt auf die kohärente *descriptio* der räumlich-architektonischen Verhältnisse verwenden. Die Umwelt, so der dahinterstehende Gedanke, prägt den Menschen entscheidend, beide spiegeln und beeinflussen einander wechselseitig. Ab einem bestimmten historischen Zeitpunkt, der mit der Renaissance zusammenfällt, greifen die entstehenden Utopien mehr oder minder offensichtlich auf Versatzstücke zurück, kombinieren und entwickeln sie weiter. Allen Utopien, allen Dys-

topien der Neuzeit eignet deshalb ein grundsätzlich synkretistischer Charakter. Der vorliegende Band behandelt in einem weitgespannten, von der Vorzeit bis zur unmittelbaren Gegenwart reichenden Überblick ein bislang vernachlässigtes Teilgebiet der Utopie-Forschung und untersucht die Orte, wo die Utopie sich manifestiert und woraus sie besteht: ihre gleichwohl sehr konkreten, in Architektur, Stadtplanung, Literatur, Religion, Philosophie und Bildender Kunst auftretenden Topoi oder: U-Topoi. Hervorgegangen aus einem interdisziplinären Seminar an der Technischen Hochschule Aachen, betritt der Band Neuland, denn eine derart umfassende Analyse und Sammlung der utopischen Orte/Topoi wurde bislang noch nicht vorgenommen, weil eine kulturhistorische Verortung der meist komplex angelegten Utopien die Zusammenarbeit unterschiedlicher Disziplinen notwendig macht, also eine Arbeitsweise verlangt, die trotz der derzeit propagierten Kulturwissenschaft in der Praxis utopisch ist, vor allem, was den Dialog von Geisteswissenschaften mit den Technik- und Naturwissenschaften angeht. Genau hier setzt der Band vermittelnd an.

Adelheid Keglers als philosophischer Essay angelegtes Vorwort (*»Their own and golden city - Gedanken zur Bedeutung der utopischen Vision«, 7-10*) liefert mit drei Thesen zugleich eine gelungene Einführung in die Thematik: Die Utopie sei, wie Mores *Utopia* (1515) beweise, stets gegen ihre Entstehungszeit gerichtet; die Utopie rufe dazu auf, die Gesellschaft nach dem Vorbild des mit einer Epoche des Friedens gleichgesetzten Goldenen Zeitalters zu verändern; die Utopie wirke, auch wenn sie nicht umgesetzt werden kann, als Stimulans der Imagination und sei allein deshalb von großem Nutzen. All dies ergäbe bereits Stoff zu kontroversen Diskussionen; daneben aber zeigt sich, daß die von Werner Krauss 1964 aufgestellte Behauptung, die Utopie habe sich überlebt (*»Die Utopie kann uns nicht mehr tiefer zu Herzen gehen. Die Perspektive unentwegter Hoffnung wird allein von einer unveränderlichen und unerfüllbaren Welt angesprochen«, Reise nach Utopia, 59*) keineswegs zutrifft.

Das Kapitel »Fundamente« enthält sechs zu den kulturwissenschaftlichen Grundlagen der Utopie heranführende Aufsätze oder eher (Lexikon-)Artikel. »Ordnung, Zentrum, Weltachse« (14-17) weist auf die Bedeutung christlicher, mythologischer und kosmologischer Vorstellungen hin; »Utopie und Idealstadt« (18-21) differenziert und erläutert die beiden Termini: Die gesellschaftskonforme Idealstadt, die, streng geometrisch angelegt, ihre Blütezeit in Renaissance und Barock erlebte, gibt lediglich bestehende Verhältnisse wieder, während die mehr oder minder revolutionäre Utopie ausdrücklich eine Alternative zu Stadt und Gesellschaft entwickelt. »Utopie und Dystopie« (22-25) belegt, daß die literarisch naturgemäß ergiebiger, dabei aber kulturpessimistische Dystopie seit dem 19. Jahrhundert zunehmend eutopische Darstellungen ablöst.

Danach werden vier zentrale, gleichsam archetypische, dem abendländischem Bewußtsein eingeschriebene utopische Städte und die dort angesiedelten Zustände gewürdigt: Platons Atlantis und das 1624 in Francis Bacons gleichnamiger Schrift entstandene Nova Atlantis (26-29); das von der Johannes-Offenbarung angekündigte, außerzeitliche Himmlische Jerusalem (30-33; dieser und alle vorangegangenen Artikel: K. Kegler), schließlich Thomas Mores bahnbrechendes

Werk *Utopia* (1515/16; 34–37, K. Ley). Diese komprimierten Beiträge haben mit ihrem hohen Informationsgehalt lemma-artigen Charakter, wozu auch die durchgängig jeweils eine Bildseite ergänzenden Textseiten und die dazugehörigen Bibliographien beitragen.

Das Kapitel »Wegmarken« präsentiert sowohl im Entwurfsstadium verbliebene als auch realisierte Siedlungs- oder Stadtprojekte: die von Claude-Nicolas Ledoux (1736–1806) 1774 errichtete Salinen-Anlage von Chaux samt der nachträglich entworfenen Stadt, ein stark dem Absolutismus verpflichteter Versuch, Arbeit und Wohnen zu verbinden (43–48); verschiedene Vorhaben des Fabrikbesizers und Sozialreformators Robert Owen (1771–1858), darunter die in Schottland errichtete Arbeitersiedlung New Lanark (49–54); schließlich die von Charles Fourier (1772–1837) auf dem Papier konzipierten Phalanstères, autonome, kommunenartige Gemeinschaftshäuser (55–60). Die nicht begründete Auswahl sozialer, architektonisch fundierter Utopien scheint freilich recht beliebig. Wünschenswert wäre ein Brückenschlag zum 20. Jahrhundert, nicht zuletzt, um zu zeigen, wie, falls dies überhaupt gelingen kann, die Utopie auf ein von Totalitarismus, Kaltem Krieg und später Wettrüsten und Terrorismus geprägtes Zeitalter mit Imitation, Widerstand oder Eskapismus antwortet. Die zahllosen Beispiele hierfür könnten die Künstlerkolonie auf dem Monte Verità bei Ascona, das von den Nationalsozialisten gegründete Volkswagenwerk (später Wolfsburg) oder das Hippie-Viertel Haight Ashbury in San Francisco Ende der 1960er Jahre einschließen und sich bis zu den *neighborhoods* des Disney-Konzerns erstrecken.

Der Hauptteil des Bandes widmet sich den neun zu Recht für wesentlich erachteten Orten des Utopischen (auch dies wieder archetypische Räume) und ihren zeitbedingt unterschiedlichen Ausprägungen; dargestellt sind: Garten, Labyrinth, Ruine, Insel, Wolken, Maschine, Höhle, Weltraum, Cyberspace. Zwei Beispiele, Anfang und (vorläufiges) Ende dieses Katalogs, veranschaulichen Entwicklungslinie und Tendenzen des utopischen Ortes. Ausgangspunkt der Utopie, ihr Ideal- und Urbild schlechthin, ist der Garten (61–76), der im Laufe der Zeit starken Veränderungen unterliegt. Wirkt das christliche Paradies bis ins Mittelalter hinein auf Literatur und Bildende Kunst bestimmend, öffnen spätestens um 1600 säkular-literarische, auf Vergil zurückgehende Vorstellungen einer arkadischen Landschaft den ummauerten Bezirk des *hortus conclusus* und führen, von der europäischen Aufklärung unterstützt, zum Landschaftsgarten, dem Englischen Garten als Ausdruck des harmonischen Verhältnisses mit der Natur. Die in England als Reaktion auf das Industriezeitalter entwickelte Idee der Gartenstadt, Bruno Tauts nach dem ersten Weltkrieg erfundene anti-vegetabile »alpine Architektur«, die Pläne der Gruppe SITE zur Begrünung Manhattans – anhand wichtiger Etappen wird dargelegt, wie der Garten, stets Gegen-Bild einer tristen Realität, zum Träger der Utopie wird. Das Kapitel zum Cyberspace (189–204) stellt, verglichen mit dem klassischen Garten-Topos, den zukunftssträchtigen Ort der unbegrenzten utopischen Möglichkeiten heraus, was beispielsweise für virtuelle Stadtplanung, Verkopplung von Mensch und Maschine sowie digitale Städte gilt. Ein Abschnitt (196 ff.) untersucht anhand des digital erstellten Films *Final Fantasy* (USA 2001) die spezifische Ästhetik des Cyberspace bzw. geht der Frage

nach, wie die *Matrix*-Trilogie (USA 1999–2003) die virtuelle Welt selbstreferentiell thematisiert – und dabei unentwegt aus dem Fundus konventioneller U-Topoi schöpft.

Was sich selbst untertreibend als »Materialsammlung« ausgibt, das Kompendium utopischer Topoi, ist Lexikon, Lese- und Arbeitsbuch, Einführung in die Stadtplanung und die Literaturwissenschaft, Aufriß der Utopiegeschichte, vor allem aber: ein engagiert vorgetragenes Plädoyer für inter- und pluridisziplinäres Arbeiten – und somit die geglückte Umsetzung einer wissenschaftlichen Utopie.

Thomas Amos

Helmuth Kiesel: *Geschichte der literarischen Moderne. Sprache, Ästhetik, Dichtung im zwanzigsten Jahrhundert*, München (C. H. Beck) 2004. 640 Seiten.

Helmuth Kiesel, Germanist in Heidelberg, der insbesondere mit Arbeiten über Lessing, Döblin und Ernst Jünger hervorgetreten ist, legt mit dieser Monographie ein Resultat jahrzehntelanger Forschung und Lehre vor. Leitbegriff: »Moderne«. Literatur ist ihre Zeit, in Gedanken erfaßt. Aber nicht nur das: Jede Gegenwart definiert sich, wenn sie es ernst mit sich meint, aus der Zukunft. Der Begriff »Avantgarde« hebt diese Orientierung ins militärische Bild. Es geht um den Aufbruch ins Ungewisse, weil eine zum Bildungsgut erstarrte Vergangenheit das Bedürfnis der Gegenwart nicht befriedigen kann. Modern ist das, was sich vom frischen Leben der Gegenwart inspirieren läßt. Kurzum: Dem Vorgehen des Verfassers liegt als undiskutierte Selbstverständlichkeit Nietzsches Begriff der »kritischen Historie« zugrunde. Diese Geschichte der literarischen Moderne ist weder »monumentalisch« noch »antiquarisch« ausgerichtet, sondern »kritisch« in dem Sinne, daß geprüft wird, was innerhalb der deutschen Literatur vom Naturalismus bis zur Gegenwart »modern« zu nennen ist: »Geschichte« der literarischen Moderne wird hier zur »kritischen Historie« dessen, was mit dem Anspruch, »modern« zu sein, aufgetreten ist. Genau gesagt: Der Verfasser schreibt die Meta-Historie eines Geschehens, dessen Subjekte die »kritische Historie« im Umgang mit der Tradition bereits selber in Theorie und Praxis betrieben haben. Die einbezogenen Primärtexte reichen vom *Buch der Zeit* (1885) eines Arno Holz mit dem programmatischen Untertitel *Lieder eines Modernen* bis zu Thomas Meineckes postmodernem *Tomboy* (1998).

Der Verfasser ist völlig im Recht, wenn er darauf pocht, daß die »literarische Moderne eine internationale Bewegung« ist, die sich im »Medium nationaler Literaturen realisiert«: Literatur spreche nicht Esperanto (7). Wenn somit die Selektion der Primärtexte auf das Deutsche beschränkt und programmatisch gerechtfertigt wird, so ergibt sich daraus als Postulat an den Verlag, zumindest eine englische, französische und russische Übersetzung zu veranlassen. Die literarische Moderne des deutschen Sprachraums in ihren hier dargestellten Verläufen wird nämlich auf zusätzliche Weise aufschlußreich konturiert in ihren Parallelen und